

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 27

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

Nr. 27
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
7. Juli
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Stille Stunde.

Von Wilhelm Weigand.

Goldner Julinachmittag,
Tiefsten Lebens Feierstunde.
Einsam schlummern Feld und Hag,
Glüht die flimmernd heiße Runde.

Rings kein Laut . . . Zuweilen bloß
Sallen aus den lichten Höhen
Lerchenlaute in den Schoß
Blühnder Erde und verwehen.

Nur zuweilen weht Getön
Her von blauen Blütenglocken,
Die mein Aug aus seligen Höhen
Still in ihre Tiefen locken.

Sellge Bläue dort und hier!
Und zwei Sternenaugen heben
Schimmernd sich entgegen mir,
Oh zu Sternen sie entschweben. —

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 27

Rahel an Johannes.

Daß ich dir so lange nicht schreiben würde, hast du mir wohl nicht zugetraut. Es war aber zu viel, was ich dir zu sagen hatte. Ich wußte nicht, womit beginnen, auch bin ich es nicht gewohnt, zu dir zu reden, ohne sogleich Antwort auf meine Fragen zu bekommen.

Mir ist, als lebe ich in einer andern Welt. Oder als liege eine Welt zwischen Bellerive und der Stadt. Hier ein lärmendes Schauen, ein Vorüberleben an der Oberfläche, ein Pflücken kurzer und zergehender Freuden, dort ein so tiefes Versinken in sich selbst, daß man oft den Weg hinaus, nein, hinauf, nicht mehr fand. Auch zwischen den Anschauungen der Menschen liegen, so scheint es mir, ganze Menschenalter. Dort Tante Adeline — hier die andern. Denke ich an Bellerive, so steigt mir das weiße Haus mit seinem Garten und seinem Weinberg märchenhaft aus den Nebeln empor, vom Zauber der Kindheits Erinnerungen umflossen und vom Gewohnheitsgefühl umspinnen, manchmal golden leuchtend, manchmal grau wie Asche. Du — Sidnen — ihr allein glänzt aus dem vielen Farblosen.

Zürne nicht, Johannes, daß ich Bellerive grau nenne, da du doch dort wohnst. Du stehst außerhalb Bellerives, bist wie einer der Weisen aus dem Morgenland, die gekommen, den Heiland anzubeten. Du könntest überall zu Hause sein, packtest überall hin, bist wie ein Garten, der seinen Duft ausströmt über die Vorübergehenden und von ihnen nichts erwartet. Ach, wäre ich doch wie du!

Johannes, ich kann es nicht verwinden. Nicht, daß er eine andere liebt, aber daß er nicht ist wie ich glaubte, daß er sei. Daß er zu denen gehört, die mir verächtlich waren. Ich kann ihn nicht verstehen, darum kann ich nicht verzeihen und darum nicht vergessen. Ich will, aber ich kann nicht. Sein Gesicht gefällt mir besser als alles in der Welt. Kann es sein, daß ich ihn schon als kleines Mädchen geliebt habe? In meinem Herzen ist soviel Neid, der mir beim Erwachen zuflüstert, daß alles grau, öde und traurig sei. Während des Tages vergesse ich mich und alles und denke zwischen Lernen und Lehren, Staunen und Genießen, zwischen Lachen und Plaudern mit meinen neuen Bekannten oft, daß ich Sidnen vergessen hätte.

Aber ich möchte mein betrübtes Herz dennoch nicht verlieren und in ein nur fröhliches verwandeln, denn was füllte sonst meine Seele aus? Und etwas Besseres als dies oberflächliche Genießen muß ich doch haben, nicht wahr? Du sagtest einmal: Gib deiner Seele, wonach sie sich sehnt, und du bist überall daheim. Ach, ich fühle mich so fremd! Ist meine Seele vielleicht nicht in mir daheim?

Sonst geht es mir gut, allzu gut, sehr viel zu gut. Tante Adeline hat mich ja überall einführen lassen, und Tante Marie kann sich nicht genug tun mit Tees und Abendessen und Junge-Mädchen-Kaffees und dergleichen. Ich habe auch schon Stunden zu geben, und, obgleich ich noch nie in der Welt war, weiß ich doch, daß man mich nicht so empfangen hätte, wäre ich nicht Tante Adelines Nichte.

Oh, das merke ich so gut. Ich war noch nie etwas anderes als Frau Petitpierres Nichte. Nur du und Sidney, ihr habt die Rahel in mir gesehen, die ich bin. Nicht das Anhängsel. Es fällt mir schwer genug, der Puppe zu entchlüpfen „Man muß“, „Man soll“, „Man darf nicht“, „Man tut oder tut nicht“, oh, wie klingt es mir noch in den Ohren. Wie halten mich diese tausend klebrigen Fäden fest, und zerreiße ich sie, quält mich ein unangenehmes Gefühl.

Du, ob es ein großes und ein kleines Gewissen gibt? Ein wahres und ein verlogenes? Ich habe so viel zu fragen, und keiner antwortet mir. Wer hat mir, außer euch beiden, je geantwortet? Tante Adeline antwortete mir nie auf meine Fragen. Sie befahl, sie korrigierte, tadelte, belehrte, wollte nur geben, was ihr gefiel, nehmen, was ihr pakte. Um mein Inneres hat sie sich nicht viel gekümmert. Ich war ihr Anhängsel, und das achtet man nicht. Lebe wohl.

Rahel.

Rahel an Johannes.

Wenn ich abends durch die Stadt gehe, kommt es mir vor, als lebe ich gar nicht in der Gegenwart. Das ist keine Stadt, das ist eine steinerne Erinnerung. Wie harmonisch müssen die Menschen gewesen sein, als sie diese, alle dem gleichen Fühlen entsprungenen Häuser aneinanderreiheten, die hohen beschützenden Giebel aufstreiben ließen, die Türme und Tore erfannen, die Brunnen schufen. Ein Geist, ein Wille und wohl auch eine Liebe zu den Menschen, die die Erbauer aus ihrem Innersten schöpften. Und die Kirchen, Johannes, das Münster! Es wird da die Geschichte der törichten Jungfrauen in Stein erzählt. Bereit sein, wenn der Bräutigam kommt. — Ja, wenn er aber nicht kommt? Vielleicht kommt er nicht, weil die Braut eben nicht bereit war, ihn zu empfangen? Weil ihrer Lampe das Öl fehlt. Ich glaube, auch meine Liebe war nicht wie die einfachen Gladerlämpchen, die das Münster uns zeigt, mit einem Docht, der so hell leuchtet als er eben kann. Ich glaube, ich bin eine Lampe, die hinter Glas brennt, deren Wärme nicht hinaus kann und zu der der Sturm der Liebe nicht dringt. Ich weine, Johannes. Ich glaubte, bereit zu sein, und kein Bräutigam kam.

Tante Adeline war da. Sie ist erschreckend mager geworden. Ihre Augen, die früher glänzten wie erleuchtete Kohlen, sind matt, und ihr fester Mund ist schmal geworden. Sie sprach kaum, sie aß kaum, sie erschrak, wenn eine Tür ging... Und als man von dem kleinen Erbe Onkel Doktors sprach, das er mir hinterlassen, wurde sie aufgeregt und begehrte nach Hause zu fahren. Sie brach in Tränen aus. Nie sah ich sie weinen. Es hat mich so erschüttert, daß meine frühere Verehrung für sie wach wurde und in die Höhe schoß, als hätte sie sich nie zornig geäußert. Die Arme sah aber bald wieder starr da und aß hastig. Tante Mariechen machte mir allerlei Zeichen und flüsterte mir gelegentlich zu, daß Adeline ihr gar nicht gefalle.

Johannes, ob es meine Pflicht wäre, nach Bellerive zurückzukehren, um Tante Adeline pflegen zu helfen? Ich glaube, daß du nein sagst und mein jetziges Leben meinen Weg, daß du meinen Vorschlag als ein Zurückweichen, ein Flüchten in mein altgewohntes Leben nennst. Aber das „unbehagliche Gefühl“ mahnt mich, ja, es quält mich, daß ich mich von ihm führen lasse. Ob es lügt? Es ist sehr

schwer, es zu unterscheiden. Lange Zeit tat ich in dem Fall stets, was mir unangenehm war, aber gar nicht immer fiel es gut aus, und du sagst ja, daß der eigene Wille das Rechte sei, möge man auch irren. Tante Adeline wußte immer, was sie wollte, aber, ob sie immer wußte, was sie sollte, das kann ich nicht ergründen. Das ist doch zweierlei. Ob ihr Wille nicht immer zu laut geredet hat, so daß sie die Stimme ihres wirklichen inneren Befehls gar nicht vernahmen konnte? Ich muß sehr hinhorchen, will ich ihn vernahmen, und vergesse so oft in mich hineinzuhören.

Johannes, wenn du mein Leben sähest! Ich bin wie ein Heuhupfer: Ein Sprung, und ich bin da. Ein Sprung, und ich bin dort, ein Sprung, und ich bin weg — und entfremde mich mir selbst. Alles erregt mich, gefällt mir, lockt mich und verwirrt mich doch. So recht zufrieden bin ich nie nach diesen lauten und bunten Abenden. Ich suche dann, woran es liegt und finde es nicht. Gibt es denn nur ein Entweder-Oder? Nur die Stadt, oder Bellerive?

Rahel.

Rahel an Johannes.

Johannes, ich kann ja niemand das schreiben, was mich schreibenswert dünkt. Oder das, was ich niemand sagen kann, als eben dir. Tante Ulrike, ja, die versteht jeden Menschen, auch die Zungen. Aber neben ihr bin ich so nichts. Darf ich? Willst du mich anhören? Gab es nicht irgendwo eine Göttin, oder sonst jemand, dessen Statue aufgestellt war in einem Tempel, und der man alles leise sagen durfte, was sonst niemand hören sollte? Vielleicht die Statue der Verschwiegenheit, nein, des Mitgefühls, ach nein, das ist sentimental. Aber vielleicht die Statue des Vertrauens?

Eigentlich habe ich nichts zu sagen. Oder das: Ich bin gar nicht mehr Rahel. Ich fliege von einem Vergnügen zum andern. Ich tanze, ich lasse mir den Hof machen. Ich lebe an der Oberfläche und fürchte mich vor dem Hinabtauchen. Ich verleugne mich, das ist es. Vielleicht aber bin ich eben so, und bin nicht, wie ich glaubte, daß ich sei. Oder es hat beides nebeneinander Platz, das Tiefe und das Oberflächliche. Johannes, es macht mir einer den Hof. Was für ein dummes Wort, er ist doch kein Goldfisch. Und er erinnert mich an Lux, er sieht ihm ähnlich. Halb zieht er mich an, halb mag ich ihn nicht — oder stößt er mich ab, weil ich immer an das Schilf denken muß. Du weißt es, ich habe es dir erzählt. Es gefällt mir, angebetet zu werden, und es läßt mich vergessen, was war und mir weh tat. Nur nachts, vor dem Einschlafen, da denke ich an Sidney, und oft kommen mir die Tränen. Ich denke dann einfach, er sei gar nicht verheiratet, und sei mein Freund wie früher. Aber ihm schreiben, das mag ich nicht. Die Ilse liest ja doch alle seine Briefe. Glaubst du nicht?

Grüße deine Mutter.

Rahel.

Rahel an Johannes.

Johannes, hast du das auch schon erlebt, daß man ganz anders sein muß, als man will? Nichts interessiert mich, nichts freut mich, als von einem Tag auf den andern auf Feste zu warten. Darauf, José Gonzaga zu sehen. Mit ihm zu tanzen. Ihm zuzuhören, sein Lachen zu hören. Glaubst du mir, wenn ich dir sage, daß ich die Kinder,

denen ich Klavierstunden zu geben habe, nicht leiden kann? Ich höre gar nicht hin, wenn sie spielen. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Sie reden auch schon über mich. Ich glaube, daß man mich nicht sehr liebt, auch darum nicht, weil Gonzaga immer neben mir tanzt und überall ist, wo ich bin. Dem Lux gleicht er nicht, wie konnte ich das denken. Aber Sidney auch nicht. Das Denken an Sidney verbiete ich mir. Soll ich immer neu in der Wunde wühlen? Ich will auch einmal glücklich sein. Gonzaga ist sehr beliebt, sagte man mir. Ich kann's nicht leiden, wenn er mit jemand anderm tanzt als mit mir. Lachst du mich vielleicht aus, Johannes? Du sagtest mir einmal, niemand habe ein Recht auf Eifersucht, da niemand den andern ganz zu beglücken vermöge. Aber hör, Johannes, das ist schnell gesagt. Warte, bis du einmal eifersüchtig bist, du wirst dann sehen, ob man Gewalt hat über dies schreckliche Gefühl oder nicht. Bin ich allein, quäle ich mich wegen Sidney. Das paßt doch gar nicht zusammen. Ist man denn doppelt? Hat man ein Janusgesicht, hat auch so ein Mädchen wie ich zwei Leben in sich, zwei Willen sollte ich sagen? Es kann nicht anders sein. Es reißt mich entweder ganz dahin oder ganz dorthin. Und Schmerz überall. Rahel.

Rahel an Johannes.

(Einen Monat später.)

Johannes, ich möchte dir so gerne mein Herz ausschütten, aber ich weiß nicht, ob es dir weh tut. Ich habe keinen, dem ich schreiben könnte, was mich bewegt. Aber gerade dir sollte ich es vielleicht nicht sagen: Ich liebe José und er liebt mich. Er hat es mir gesagt. Wir sehen uns alle Tage. Wir fahren Schlittschuh zusammen. Wir tanzen, wir machen Schlittenfahrten. Johannes, ich bin nicht mehr traurig, ich schwanke nicht mehr, es reißt mich hin, es reißt mich fort, wohin, ich weiß es nicht. Ich möchte Tag und Nacht ihn ansehen. Ich kümmere mich um niemand und um nichts mehr, als um ihn. Du fragst, wie sein Charakter sei? Aber Johannes, würde ich ihn lieben, wenn er nicht liebenswert wäre? Oh, voll Feuer und Leben ist er und voll Liebe. Was er liebt, willst du wissen, was er arbeitet und was er werden will? Ja, das weiß ich nicht. Wir lieben uns und haben nicht viel zu reden. Wir sehen uns an, — die Tage sind ja so kurz — sollen wir sie vergeuden? Tante Mariechen bangt sich um mich, und Monika schaut mich finster an, wenn Blumen für mich gebracht werden. Die Leute redeten über mich, sagt sie. Aber mir ist, als gehe ich in einem Mantel, der mich unsichtbar macht, oder der mir die Gabe verleiht, die andern nicht zu sehen. Nur ihn! Rahel.

Später.

Ah, Johannes, heute ist mir recht traurig zu Mute. Ich weiß nicht, warum. Es quält mich etwas, es ist, als sei mein Gewissen nicht mit mir zufrieden. Ich glaube, auch auf die Gewissen kann man nicht bauen. Sie werden geformt, sie sind nicht ursprünglich da. Meines ist von Tante Adeline geformt worden. Das muß doch falsch sein. Ich kann doch nicht Tante Adelines Gewissen haben? Aber vielleicht ist das immer so. Vielleicht lachte ich jetzt und wäre vergnügt, hätte mich Tante Mariechen aufgezogen, und ich hätte ihr Gewissen. Sidney hat's gut gehabt. Der



U. W. Züricher: Mädchenbildnis.

hat auf niemand gehört als auf sich selbst. Und wenn er nicht mit sich zufrieden war, ließ er nicht los, bis er wußte, was es war, das ihn beunruhigte. Und dann heraus damit. Ja, so war Sidney. Gelt, von den Gewissen habe ich dir schon oft genug geredet. Aber es ist so wichtig. Später.

Denke nicht, Johannes, der José sei nicht so viel wert als Sidney. Er ist nur anders. Auch anders erzogen. Oder in einem andern Land aufgewachsen. Man nimmt dort die Dinge viel weniger schwer. Du, bin ich sehr ernsthaft? José sagte es. Er lacht mich aus, wenn ich ihn Dinge frage, die mich interessieren. Junge und schöne Mädchen seien allein zum Lieben da, und um das Leben zu genießen, und um ihre Freunde glücklich zu machen. Wir haben uns darum gezannt, deshalb bin ich vielleicht auch so traurig, weil ich es nicht vertragen kann, wenn jemand böse auf mich ist, oder ich auf ihn. Ich käme mir aber unnützlich vor, unwürdig, wenn ich nichts zu sein brauchte als schön und jung. —

Wenn ich irgendwo eingeladen bin, setzt man mich neben José, und bei den Schlittenfahrten ist er es immer, der mich fährt. An jedem Ball und in jeder Gesellschaft tanzen wir zusammen, und an den Wänden wispern es und senden mir grüne Blicke nach. Ich höre und sehe nichts. Es quält mich, aber ich will, daß mein Mantel mich schützt. Ich mag auch nicht an Tante Adeline denken, Johannes, oft bin ich berauscht vor Glück. Aber nicht immer. Ich weiß nicht, es scheint mir oft, als kenne ich José gar nicht. Als seien wir uns ganz fremd. Nur gefällt er mir so sehr, sehr gut, daß mir ganz heiß wird, wenn ich ihn ansehe. Er ist so ganz anders als Sidney war, auch anders



Kirchlein in Laenen.

Zeichnung von U. W. Züricher in Ein. Sriedlis „Saanen“, Verlag A. Brankke H. G. Bern.

als du. Als alle, die ich kannte. Sie und da mißfällt er mir auch, ganz plötzlich, ohne Grund. Was wartet meiner wohl noch im Leben?

Rahel.

Einige Monate später.

Ich muß dir heute schreiben, Johannes, du bist immer der gleiche, schwankst nicht, und ich stehe auf festen Füßen neben dir. Ich habe so viel Vertrauen in dich. Ich denke oft über die Liebe nach. Ein einziges Wort für Tausende von verschiedenen Gefühlen. Ob das, was ich für José fühle, wohl die schöne, richtige, hohe Liebe ist? Ich weiß es gar nicht. Es ist Sturm, Sonne, Rausch, aber es fehlt etwas, das merke ich wohl. Es war anders, als ich Sidnen liebte. Da hätte ich hinknien und ihn anbeten mögen. Das möchte ich nie, denke ich an José. Oft scheint mir meine Liebe himmlisches, oft höllisches Feuer. Sie kann doch nicht beides sein, oder doch? Besser bin ich durch sie nicht geworden.

Nein, besser nicht, eher schlechter. Johannes, es ist viel Neues in mir. Es ist, bin ich bei ihm, als gebe es nur diesen einzigen Menschen in der Welt, und ich vergesse alles. Doch nicht, nein, ich vergesse nicht alles. Nicht Tante Adelines Lehren über das, was Mädchen sollen und dürfen, und nicht meiner Mutter Zetergeschrei, wenn sie von einem Paar hörte, das sich vergessen. Es geist mir in den Ohren, wenn José mich küßt, und drängt sich zwischen mich und ihn, und ist schuld daran, daß er oftmals kalt und zornig und sogar empört von mir geht. Johannes, in seinem Land müssen die Frauen anders sein als hier, und die jungen Mädchen — ach, er ist sehr enttäuscht, daß ich bin wie ich bin. Oder daß ich sein muß wie ich bin, nicht sein darf, wie ich möchte. Johannes, wer setzt diese Marksteine in der Liebe? Wer gibt ihr Gesetze? Mir hat sie Tante Adeline gegeben, aber wer gibt sie den andern? Und warum uns Mädchen, nicht auch denen, die wir lieben? Ich begreife das alles nicht. Ich weiß ja gar nicht was recht ist, ob das was José mir sagt, oder das was Tante Adeline mich lehrte? Ich sollte dir nicht davon schreiben, Johannes, aber

du mußt mir die Mutter ersetzen, du, der mich versteht und mich nie schreckte.

Ich verstehe eben vieles besser als früher. Ich entsehe mich nicht mehr über so vieles wie früher. Ich nehme die Menschen mehr wie sie sind. Ich glaube nicht mehr so viel.

Weißt du, Johannes, oft kommt es mir vor, als kenne José meine Seele gar nicht. Oder als werte er meine Liebe nach Worten, die mir fremd sind und die nicht die meinen sind. Johannes, das habe ich früher auch nicht gewußt, daß man mehr als einmal lieben kann. Ich glaubte, eine Liebe daure bis zum Tod. Ich weiß nun, daß das nicht wahr ist. Ich glaube, in seinem Land kommt es nie vor.

Du fragst mich, ob ich arbeite? Nein, ich arbeite nicht. Ich gebe bloß ein paar Klavierstunden. Ich bin zu zerstreut, kann mich nicht zu einer Sache zwingen, meine Gedanken schwirren ab und wollen nicht ihre Bahn gehen.

Ich habe José gefragt, was er studiere. Was mich freut, hat er geantwortet. Und was mich lockt, und was mir nicht schwer fällt. Examen will er keine machen. Er sei reich, sagt er, und wolle leben wie andre junge Männer seiner Gesellschaft. Dann lachte er und sagte: Zuerst im Leben die Liebe, dann der Ruhm, oder sagte er Ehrgeiz? Weißt du, Johannes, man traut ihm alles zu. Er kann auch berühmt werden, wenn er will.

Rahel.

(Fortsetzung folgt.)

Nachhall.

Von Jakob Voßhart.

„Siebenfacher Widerhall
Springt von jenen Felsenstürzen,
Sprach der Führer, „prüft einmal,
’s mag den öden Weg uns kürzen.“

Meinen Namen warf ich hin
An die graugetürmten Wände,
Ob er sich verlöre drin
Oder seinen Rückweg fände.

Und er kehrte, erst voll Kraft,
Dann auf immer leiseren Schwingen,
Um allmählich geisterhaft
In den Höhen auszuklingen.

Ferienzeit!

Der Städter flieht wieder aus den Häusermauern hinaus zu Mutter Natur. Im stillen Bergtächen droben will er seine überanstrengten Nerven ausruhen lassen. Er will die Arven rauschen und die Gletscherbäche tosen hören und abends auf schlichter Lagerstätte seine müden Beine ausstrecken. Er will friedlichen Bergbewohnern begegnen, mit ihnen reden über die Berge, das Wetter, die Arbeit und was sonst ihr Leben erfüllt. Er will ihre Sprache, ihre Lebensweise, ihr Hoffen und Streben studieren und an der Schlichtheit ihrer Verhältnisse den Maßstab für das eigene Leben finden. — Kurorte des Leibes und der Seele sind unsere stillen Berg-